**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 25 (1935)

**Heft:** 52

**Artikel:** Aus alten Zeiten

**Autor:** Chappuis, Edgar

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-649336

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Aus alten Zeiten. Novelle von Edgar Chappuis.

Franz Ludwig Combaz klappte im Bureau des Handelshauses Zeller das Hauptbuch zu, wischte sorgfältig die Feder am Lappen ab und erhob sich, froh des vollbrachten Tagewerkes. Es war Samstagnachmittag, und bis am Montagmorgen konnte er ausspannen und war für ganze eineinhalb Tag ein richtiger Mensch und nicht bloß eine Maschine, der Teil eines Ganzen, der dahin gehen muß, wie es befohlen wird. —

Um ihn herum standen die Angestellten der Firma, schwatzten und lachten, verabredeten noch gemeinsam zu unternehmende Ausflüge für den kommenden Feiertag und schlüpften dann in ihre Wintermäntel, denn draußen war es bitterkalt.

Franz Ludwig grüßte freundlich nach allen Seiten. Er war unter den vielen, die da mit ihm tagaus und -ein im gleichen Raume um das tägliche Brot arbeiteten, ein Einsamer geblieben, ein Unverstandener, der seine eigenen Wege ging. Einer sehr guten, alten Bürgerfamilie angehörend, hatte er frühzeitig beide Eltern verloren, und das Einzige, das ihm aus der großen Vergangenheit geblieben war, bestand aus einem stilreinen, reicheingelegten Sekretär, den er seit wenigen Tagen zu Hause in seinem Dachkämmerlein wie seinen Augapfel behütete, und aus seinem Familienstolz, den ihm auch die Mühsale des Alltags und die ärmlichen Verhältnisse, in welchen er leben mußte, nicht hatten rauben können. So hieß es denn immer und überall, der Franz Ludwig Combaz sei ein stolzer, ein eingebildeter Mensch, der sich besser fühle als die andern. Dabei war Franz Ludwig der schlichteste und bescheidenste Mann, den man sich denken konnte. Nur das lärmende und protzige Wesen der modernen Menschen unseres Geschlechtes, das Emporkommen anderer Volksschichten, die keine alte Tradition besaßen und statt der Herzensbildung nur einen gutgespickten Geldbeutel und unsäglichen Ehrgeiz mitbrachten, wobei sie die Welt aus den Angeln reißen wollten und allem Altehrwürdigen Fehde ansagten, widerten ihn an, sodaß er still und zurückgezogen für sich lebte und keine Freundschaft unter Andersgesinnten wünschte.

Franz Ludwig stand in Hut und Mantel vor dem Portal des Handelshauses und stülpte sich den Kragen hoch. Dennoch fror ihn durch das schäbige und abgenutzte Tuch jämmerlich. Aber die Sonne schien froh und hell am Winterhimmel, daß er beschloß, vor dem Mittagessen noch einen Abstecher über die Schanze vor der Stadt zu machen und sich dabei warmzulaufen.

Eilig dahinschreitend, war er bald aus dem Gedränge. Zu seinen Füßen breitete sich die alte Stadt mit ihren Erkern, Türmen und Befestigungen, aus denen ihre Vergangenheit sprach. Damals waren noch lebenswerte Zeiten gewesen, als die edlen Damen und Ritter durch die schmalen, winkeligen Gassen gewandelt waren! Sittsamkeit im Blick und Anstand und Wohlerzogenheit in jeder Bewegung. Heutzutage dagegen war alles nur Aufgeblasenheit. Ein jeder fühlte sich, sobald einige Münzen in seiner Tasche klimperten, und dabei herrschte schauderhafte Liebedienerei, um sich höheren Ortes angenehme zu machen und dadurch, wenn möglich, einen etwas einträglicheren Posten zu erhalten, der eben nur durch Protektion zu vergeben war. —

Im Dunst der Ferne standen groß und weiß die Berge am Horizont. Lange stand Franz Ludwig, in den Anblick des schönen Bildes versunken. Darauf rannte er seiner Pension zu und freute sich schon jetzt auf den Augenblick, wo es ihm vergönnt sein würde, wieder allein zwischen seinen vier Wänden zu sitzen über über Vergangenes nachzusinnen. Sonntags und jeden Abend kochte er sich sein bescheidenes Essen daheim auf dem Spirituskocher. Da war er sein eigener Herr und Meister und konnte sich seinen Träumereinen hingeben, welche ihn aus der schalen Welt des Alltags in längst vergangene Zeiten trugen, oder auf die lichten Höhen des Menschengeistes hoben, wo Wissenschaft und Philosophie herrschten.

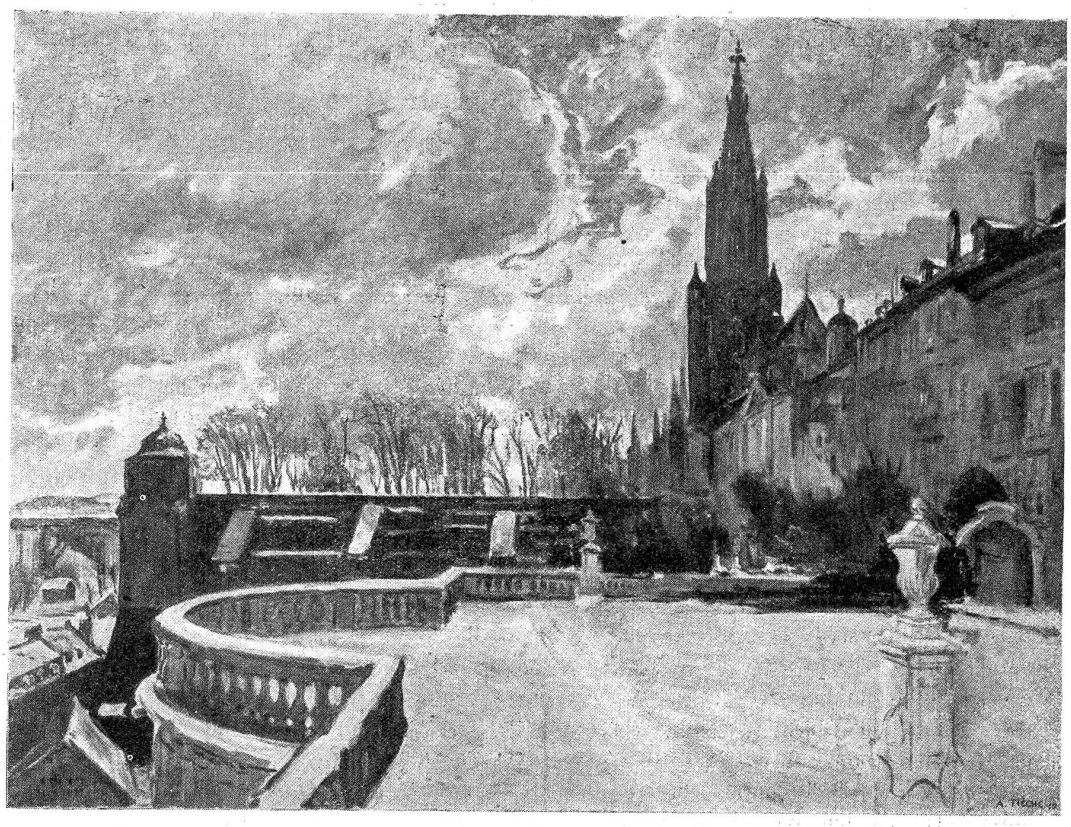
Franz Ludwig war zu Hause angekommen. Es war noch recht kalt auf seiner Bude. Doch bald prasselte ein lustiges Kaminfeuer und verbreitete eine wohltuende Wärme. Den alten Sekretär hatte er erst kürzlich von seinem im hohen Alter am Genfersee verstorbenen Großvater geerbt. Heute nachmittag wollte er sich daran machen, in seinen Schiebladen und Fächern herumzustöbern. Vielleicht fand er noch alte, interessante Papiere darin, die ihm über die Familiengeschichte, mit der er sich leidenschaftlich gerne beschäftigte, Aufschluß erteilten.

Der Himmel begann sich mit schweren Wolken zu überziehen, und nach wenigen Minuten flatterten dichte Schneeflocken zur Erde. Ein heftiger Nordwind trieb sie an das Fenster von Franz Ludwigs Dachzimmer, wo sie zuerst als zarte, wundersam feine Sterne haften blieben, um nachher als Wassertröpflein die Scheiben herunterzurieseln.

Franz Ludwig stand sinnend am Fenster und blickte in das Schneetreiben hinaus. Unten rauschte der von den Alpen kommende Fluß vorbei. Das jenseitige Ufer war ganz in Dunst gehüllt. Es war ein Wetter, um im gemütlich geheizten Zimmer zu bleiben, und Franz Ludwig freute sich auf den Nachmittag. Im Dache über seinem Zimmer krachte es geheimnisvoll in den alten Balken, als gingen Gespenster umher. Das Haus, welches er bewohnte, stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert, und die Herrengasse, in der es stand, weckte eine Menge historischer Erinnerungen, die Franz Ludwig lieb waren. Aus seiner Tasche holte er den verrosteten Schlüssel des Sekretärs, den er bis jetzt ein einziges Mal geöffnet hatte, um flüchtig hineinzusehen. Neugierig zog er Lade um Lade hervor. In der einen fand er vergilbte Briefe, die er auf die Seite legte und nahm sich vor, später darin zu blättern. Es war wohl der Briefwechsel zwischen Großvater und Großmutter. Jetzt entdeckte er ein altes, aber guterhaltenes Daguerrotype, auf dem ein junges Mädchen mit blonden Haaren zu sehen war. Stellte es vielleicht das Jugendbildnis seiner Mutter dar? — So brachte ihm jede Lade wieder eine neue, angenehme Ueberraschung an Antiquitäten, die mit der Familiengeschichte eng verknüpft waren und sonstwie ihren Wert besaßen. Franz Ludwig mußte unwillkürlich denken, was dieses ehrwürdige Möbel alles zu erzählen hätte, wenn es nur reden könnte. Bei

Freud und Leid der Angehörigen war es zugegeben gewesen und hatte während langer Zeit wichtige Briefe und Dokumente in treue, verschwiegene Obhut genommen.

Wie der junge Mann ein Mittelfach herauszog, stieß seine Hand auf eine Hebelvorrichtung. Er zog daran und öffnete nun ein Geheimfach, das sich ihm erst nach einer ganz bestimmten Wendung des Hebels erschlossen hatte. Neugierig sah er hinein und zog ein umfangreiches Pergament hervor. Was für ein Geheimnis mochte darin stecken? Mit geröteten Wangen begann er die Schnur zu lösen und gab acht, dabei nicht das Siegel zu verderben, mit welchem das Pergament versiegelt war. Es war mit demselben Wappen versiegelt, wie er eines am Petschaft der Uhrkette trug und zeigte in der Mitte eine Armbrust mit aufgelegtem Pfeil, links und rechts von einem sechseckigen Stern flankiert. Die Querschraffierung deutete darauf, daß der Grund blau war. Endlich hatte Franz Ludwig das Paket geöffnet und fand nun eine sorgsam verpackte Pergamentrolle, die er hastig aufrollte. Es war eine sorgfältig, bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Stammtafel des uralten Geschlechtes der de la Combaz, dessen letzter männlicher Sprosse er, Franz Ludwig Combaz, war. Mit glänzenden Augen las er hastig die ältesten darauf vorkommenden Namen und sah, daß der erste, Aymonetus, im Jahre 1640 gestorben war. Das war ein Fund nach dem Herzen Franz Ludwigs! Außer der Stammtafel, die ihn dermaßen beglückte, fand er noch eine Medaille aus der Zeit der Erstürmung der Bastille; ein überaus wertvolles Stück, das tadellos erhalten mit Handgravierung, Silberfassung und Originalseidenband jeder numismatischen Sammlung zur Zierde gereicht hätte. Auf der Medaille war eingraviert: „Franz Daniel Combaz von Rivaz 10. August 1798. Treue und Ehre." Diese Medaille war den überlebenden Schweizerhelden der Schweizergarde zu Paris von der damaligen Helvetischen Gesellschaft gewidmet worden. Franz Daniel Combaz, der bis zu seinem Tode eine Jahresrente von 200 Lausannerfranken durch die französische Regierung erhalten hatte, war einer der berühmten „Cent Suisses" der hundert Schweizer unter Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. gewesen.



Adolf Tièche, Bern: Winterabend im Garten des Erlacherhofs Bern.

Franz Ludwig hatte die Umwelt vergessen und dachte nicht mehr an sein eintöniges Bureauleben. Hastig rollte er die Stammtafel auf und breitete sie vor sich auf dem Tische aus. Darauf standen all seine Ahnen, fünfzehn Generationen nacheinander! Hier las er: „Karl Anton de la Combaz, Arzt." Das war sein Vater gewesen. Nach ihm sollte nun noch sein eigener Name, Franz Ludwig, stehen, und dann war die lange, ehrwürdige Linie abgeschlossen und falls er unverheiratet blieb und keinen Sohn bekam, erlosch mit ihm das alte Geschlecht.

Es dunkelte schon. Franz Ludwig zündete die altväterische Petroleumlampe an, die er der modernen elektrischen Beleuchtung vorzog. Sie besaß ein sanftes, wohltuendes Licht, welches gut zu dem stilvollen, wenn auch bescheidenen Raume paßte. Im Ofen prasselten die Buchenscheiten und verbreiteten eine wohlige Wärme. Nachdem Franz Ludwig einen flüchtigen Blick durch das Fenster geworfen und konstatiert hatte, daß auf den Straßen schon dichter Schnee lag, setzte er sich wieder an den Tisch und vertiefte sich in seinen Fund. Der erste seines Geschlechtes, der genannt war, hieß Aymonetus; auf ihn folgte sein Sohn Franz, welcher am 20. Januar 1441 eine Jeannetta Fuyno geheiratet hatte. Und so ging es mit vielen Claudias und Franz Ludwig fort. Die ganze Geschichte seines Heimatkantones, der schönen Waadt, zog an seinen geistigen Augen vorüber. Die Zeit der Herzöge von Savoyen, welche Raubrittern gleich auf dem Schloß Chillon gehaust, die friedlichere und noch immer feudale Zeit der mächtigen Bischöfe von Lausanne, auf die die Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner gefolgt war, unter welchen ein Vorfahre, Abraham de la Combaz, der letzte bailly oder Landvogt der Berner im Schlosse Glérolle bei St. Saphorin, zwischen Lausanne und Vevey, gewesen war. Die meisten hatten Richterstellen bekleidet, oder sich sonst im öffentlichen Leben ausgezeichnet. Jakob de la Combaz hatte sich 1717

in der uralten, auf den Ruinen eines römischen Junotempels erbauten Kirche von St. Saphorin sein Familienwappen, die Armbrust mit den zwei Sternen, in die Lehne seines im Chore sich befindlichen Kirchenstuhles einbrennen lassen, wo es noch heute, aber nun neben der Orgel, von einem J. C. begleitet, zu sehen ist. Ein anderer war Appellationsrichter im Kleinen Rate zu Lausanne gewesen.

Franz Ludwig mußte an die Szene am heutigen Vormittag denken, bei welchem ihm im Bureau der Chef des Handelshauses wie einen Handlanger angefahren hatte; einer ganz geringfügigen Sache wegen. So tat es doppelt wohl, aus alten Dokumenten die Gewißheit zu erlangen, daß Angehörige der Familie ihren Platz in der Welt zu behaupten gewußt hatten. Außer dem dekorierten Daniel Franz war ein Franz Ludwig Gouverneur und Erzieher des Grafen von der Mark, des natürlichen Sohnes Friedrich II. von Preußen, gewesen, und hatte als königlich-preußischer Oberst den höchsten Orden „Pour le mérite" erhalten, sowie überdies den erblichen Adel, den die Familie Combaz, alten Ueberlieferungen gemäß, schon im 16. Jahrhundert in der Person eines Anton vom österreichischen Herrscherhause bekommen und aus unbekannten Gründen wieder abgelegt hatte.

Müde schloß Franz Ludwig seine kostbaren Papiere wieder im alten Sekretär ein. Geld besaß er keines und was er gefunden, stellte auch keinen großen Geldeswert dar. Aber dennoch legte er sich froh zu Bett und noch im Schlafe träumte er von alten, längst vergangenen Zeiten voller Romantik.

Ein trüber Wintersonntag schien durch die vereisten Fenster der Kammer, in welcher Franz Ludwig bis gegen neun Uhr geschlafen hatte. Froh erhob er sich und nahm sich vor, seine Malkunst, die er des Berufes wegen so lange vernachlässigt hatte, wieder aufzunehmen und eine Aquarellskizze seines Zimmers mit dem eingelegten Sekretär zu malen. Das sollte eine willkommene Beschäftigung werden! Sogleich nach Einnahme des selbstgekochten Frühstücks machte er sich mit Eifer an die Arbeit. Draußen stürmte und schneite es ohne Unterlaß. Das focht ihn wenig an. Er hatte nur für das werdende Bild Interesse und freute sich, wie schmuck und zierlich es gedieh. „Beinahe wie eine Art Königs oder Lorys", sagte er sich heimlich lachend.

Als er am Nachmittag mit dem größten Teil der Arbeit fertig war, malte er noch mit feinem Pinsel in die obere rechte Ecke das Familienwappen der de la Combaz, die silberne Armbrust mit aufgelegtem Pfeil, den zwei Sternen auf blauem Grund und den zwei Engeln als Schildhalter. Da er von einem Sommerausflug, auf den er dieses Jahr aus Sparsamkeitsrücksichten verzichtet hatte, noch etwas Geld zu Vergnügungszwecken in der Truhe liegen hatte, entschloß er sich, sogleich zum Antiquitätenhändler Stickelberger an der Kirchgasse zu gehen und dort einen alten, stilvollen, schmalen Goldrahmen für sein Aquarell auszusuchen. Er wußte, daß er den Alten trotz des Sonntags zu Hause treffen und zu einem Verkaufe bereit finden würde. Sogleich machte er sich, trotz Wind und Schnee, auf den Weg. Nach der stundenlangen Arbeit, bei welcher er kaum aufgeschaut hatte, tat ihm die frische Luft wohl, und wie er es gehofft, fand er das alte, runzlige Männchen zu Hause und trug ihm sein Anliegen vor. Der alte Stickelberger besah sich das Bild mit Kennermiene und bemerkte dann:

„'s ist wohl eine Kopie eines alten Meisters wie Freudenberger oder König? Oder ist es gar ein Original von Lory, das hier so ausgezeichnet treu kopiert wurde?"

Franz Ludwig errötete erfreut. Zuerst wollte er mit der Sprache nicht heraus. Dann sagte er mit leiser, vor Erregung stotternder Stimme:

„Diesmal irren Sie sich, Herr Stickelberger. Es ist ein Original, aber keines der bekannten Meister, sondern ich habe es soeben fertiggestellt und das Bild stellt mein Zimmerchen dar."

Franz Ludwig schwieg verwirrt. Der Antiquar schwieg ebenfalls und blickte bald auf das Bild, bald auf den jungen Mann vor ihm. Darauf erhob sich der Alte ungewöhnlich rasch von seinem Lehnstuhl, legte Franz Ludwig seine faltige Rechte auf die Schulter und meinte bedächtig:

„Dann sind Sie ein großer Künstler, junger Mann! Wie heißen Sie und welches ist Ihr Beruf?"

„Mein Name ist Franz Ludwig Combaz und ich bin einfacher Bureaulist in einem hiesigen Handelshause."

„Setzen Sie sich zu mir. Sie interessieren mich lebhaft. Sehen Sie, Herr Combaz, wohl französisch-schweizerisches Geschlecht von gutem Klang, wenn ich nicht irre? Ich habe da von einem reichen Patrizier unserer Stadt einen verantwortungsvollen Auftrag bekommen und es macht mir Mühe, jemanden ausfindig zu machen, der ihn mit Geschick und Verständnis ausführen könnte. Es handelt sich um ein Familienalbum, in welchem alle Familienwappen der Geschlechter, die auf dem Stammbaum des alten Adelsgeschlechtes vorkommen, enthalten sein sollen. Wenn Sie einverstanden sind, will ich es mit Ihnen versuchen. Sie scheinen mir nun der rechte Mann für diese heikle Arbeit. Die Sache hat bis gegen Ostern Zeit. Schlagen Sie ein! An guter Bezahlung soll es bei tüchtiger Leistung nicht fehlen."

Franz Ludwig war ganz fassungslos. Was man ihm da anbot, war jahrelang sein sehnlichster Herzenswunsch gewesen. Wappen- und Urkundenmaler war aber zu unserer prosaisch-nüchternen Zeit, in der das Alte nichts mehr galt, eine brotlose Kunst. So hatte er längst darauf verzichtet und war ein fleißiger Schreiber in einem Geschäft geworden und tat dort unermüdlich seine Pflicht, ohne dabei die nötige Befriedigung zu finden. Nun öffnete ihm dieser alte Mann einen Blick in eine Zukunft voller Verheißung, in die er voller Freude tauchen durfte.

Der Antiquar erhob sich, schritt in den Hintergrund des großen Zimmers und kam bald mit einer umfangreichen Wappenrolle zurück.

„Da sind nicht weniger als sechsundzwanzig der feudalsten Wappen unseres Schweizerlandes. Wählen Sie vorerst zwei davon, die Ihnen zur Ausführung am besten zusagen, und wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, so bringen Sie sie mir. Wir werden dann das Weitere sehen."

Franz Ludwig dankte aus übervollem Herzen und eilte nach Hause. Bis er zu Bett ging, konnte er an nichts anderes denken als an die herrlichen Wappen, die er malen durfte.

*

Am folgenden Morgen saß Franz Ludwig wie immer vor seinem Pult und schrieb und ließ den Chef wettern, soviel er wollte. Er freute sich auf den Abend und die ihn erwartende interessante Arbeit. So trieb er es mehrere Wochen, und eines Samstagnachmittags trug er die zwei ersten in Aquarell gemalten Wappen zum Antiquar an der Kirchgasse. —

Der alte Stickelberger empfing ihn wie einen lieben Freund, schenkte ihm eine Tasse schwarzen Kaffees ein, in welchen er einen Schwall feinen Cognacs geschüttet hatte, streckte ihm eine Zigarre entgegen und besah sich in aller Gemächlichkeit die Wappen. Während dieser Zeit saß der arme Franz Ludwig wie auf Kohlen. Der Kaffee wurde kalt, die eben angezündete Zigarre erlosch. Da hob Herr Stickelberger den Kopf und reichte ihm lächelnd die Hand.

„Ganz gut, ausgezeichnet sogar, mein junger Freund! Ich gratuliere! Sie machen Ihrem alten Namen alle Ehre. Noch heute abend will ich meinen vornehmen Auftraggeber aufsuchen und ihm die beiden Bilder vorlegen. Ist er damit einverstanden, bekommen Sie die Ausführung des ganzen Auftrages und dann ist Ihnen ein schöner Verdienst sicher."

Franz Ludwig war glücklich wie noch nie zuvor. Noch lange saßen die beiden gemütlich zusammen und plauderten über alte Bilder und Möbel. Der Antiquar freute sich über Franz Ludwigs Verständnis für Kunstgegenstände und fragte ihn, wo er alle diese reichen Kenntnisse erworben habe.

„Ich gebe mich seit Jahren mit Familienforschungen ab, es kommt wohl davon", antwortete Combaz bescheiden.

Dann erhob er sich und nachdem er sich beim alten Herrn mit jugendlicher Freude bedankt hatte, begab er sich auf die Straße, um seine überquellende Herzenslust noch etwas in der frischen Luft durch die auf Weihnachten festlich gestimmten Straßen spazieren zu führen.

Am folgenden Mittag fand er einen wappengeschmückten Brief mit unbekannter Handschrift vor. Er stammte von dem reichen Patrizier, welcher ihn freundlich einlud, bei nächster Gelegenheit in seiner Villa draußen vor der Stadt vorzusprechen.

Franz Ludwig war gespannt auf diesen Besuch. Etwas Unerfreuliches konnte er ihm kaum bringen, sonst hätte der Herr nicht so zuvorkommend geschrieben. Heute war Donnerstag. In zwei Tagen wurde das Weihnachtsfest gefeiert. Da bekam er schon den folgenden Nachmittag frei. Er konnte kaum den nächsten Tag erwarten, so aufgeregt war er, und an diesem Tage leistete er im Kontor bedeutend weniger als sonst, und die Stimme des schlechtgelaunten Prinzipals donnerte immer wieder an sein Ohr. Mochte der gute Mann schimpfen! Franz Ludwig besaß dennoch sein stilles Glück und ließ sich durch diese Krämerseele nicht zu Boden drücken.

*

Franz Ludwig Combaz war zum Wappen- und Urkundenmaler reicher, adeliger Familien geworden. Vor vierzehn Tagen hatte er zur nicht geringen Verwunderung seines Chefs die Stelle gekündigt und nach weiteren zwei Wochen würde er kein Arbeitssklave mehr sein, sondern konnte als freischaffender Künstler im Antiquitätengeschäft Stickelberger sein Brot verdienen.

Der Auftraggeber des Wappenalbums war von seinen Aquarellen derart entzückt gewesen, daß er ihn beauftragt hatte, sogleich die ganze Arbeit auszuführen, und hatte ihm zugleich mitgeteilt, daß er nicht gut monatelang warten könne. Wenn er geneigt sei, seine bisherige Stelle aufzugeben, werde er dafür sorgen, daß er auch auf diese Weise sein gutes Auskommen habe. Ueberdies empfahl er ihn befreundeten Familien und ehe Franz Ludwig nur den ersten Auftrag zur Hälfte ausgeführt hatte, wurden ihm schon andere zuteil.

Nach vierzehn Tagen siedelte er ins Haus des Antiquars und in ein helles, freundliches Zimmer über, das ihm zugleich als Atelier diente. Da schaffte er nun den ganzen Tag mit Herzenslust und dazwischen stieg er wohl für einige Minuten zum gemütlichen Alten hinunter und plauderte ein wenig mit ihm. Das Leben schien ihm jetzt schön und lebenswert und wenn er an der Arbeit saß, umgeben von Erinnerungen einer längst verschollenen Zeit, von Helmzieren und Wappenschilden, Degen und alten Bildern, fühlte er sich so wohl und heimlich, daß er seine helle Freude daran hatte. Der arme, eltern- und verwandtenlose Mensch lebte in seinem neuen Berufe förmlich auf. Natürlich prangte auch im neuen Zimmer der alte, eingelegte Sekretär am Ehrenplatz. Herr Stickelberger hatte ihn ihm schon oft, ebenso wie die wertvolle Medaille, für schweres Geld abkaufen wollen. Doch Franz Ludwig blieb fest und bemerkte lächelnd:

„Das Möbel und die Medaille gebe ich um kein Geld in der Welt her, denn ihnen verdanke ich meinen schönen Beruf, der mich erst zu einem völlig zufriedenen und frohen Menschen gemacht hat, da ich mich jetzt nicht mehr als Maschine, sondern als freier, denkender Mensch fühlen darf."

# Die Abrechnung.

**Sylvestergeschichte von Emil Hügli.**

Nachdem vor einigen Jahren der alte Steinhofbauer Johann Sinner gestorben war, mußte dessen Sohn Lukas nun selber jeweilen am Altjahrstag zum verwitweten Buchenhofbauern hinübergehen, um mit ihm über die seinerzeit dem Vater zugesprochene Bürgschaft abzurechnen. Der Großbauer war bei diesen Abrechnungen, die bisher bereits zweimal stattgefunden hatten, immer freundlich gewesen, wie er auch stets einige gute Worte der Erinnerung an den Vater Sinner übrig gehabt hatte, die dem Sohne im Herzen wohl taten. „Ich hab ihn immer gut mögen", pflegte der Buchenhofbauer dann zu sagen und beizufügen: „Er hat sich ja lange besonnen, dein Vater, bevor er zu mir gekommen ist; aber er ist halt auch ein Bärliger gewesen, wie du und ich, und von denen hat es von jeher geheißen, daß sie sich alles hundertmal überlegen, bevor sie's tun". Jedesmal nach abgeschlossener Abrechnung hatte der rüstige Großbauer, dem man seine fünfzig Jahre nicht ansah, auch eine Flasche Landwein aufrücken lassen, um mit seinem pflichtgetreuen jungen Nachbarn anzustoßen; denn, so sagte er, am Silvester dürfe man auch ein wenig den „gemütlichen Menschen" hervorkehren; und da er in diesem Bestreben eingestandenermaßen der Unterstützung bedurfte, so mußte seine hübsche Tochter die Flasche bringen, sie aufmachen, den Wein einschenken und mit dem Vater und Lukas „Gesundheit!" machen.

Und nun sollte Lukas also zum dritten Male am Altjahrstag in seiner Mission als abzahlender Schuldner den Weg zum Buchenhofbauern unter die Füße nehmen. Aber während er sich früher guten Mutes aufrecht und nicht ungern